



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wustmann, Rudolf: Aus der Geschichte der deutschen Studentensprache

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der bildenden Künste in Wien; alle einzelnen Glieder des Baues wird das große Werk, das bei Hölder in Wien erscheint, den Altertumsfreunden vorführen. Außerdem geht, wie Tocilescu berichtet, die rumänische Regierung damit um, womöglich das ganze Denkmal in Bukarest in seiner ursprünglichen Schönheit wieder aufzubauen. Möge auch dieses Unternehmen gelingen und als ein Zeichen dafür gelten, welchen Segen ein aufstrebendes Volk aus der treuen Bewahrung seiner geschichtlichen Erinnerungen und Vermächtnisse ziehen kann.

Meißen

Otto Eduard Schmidt



Aus der Geschichte der deutschen Studentensprache



er sich um die Geschichte der deutschen Sprache bemüht, weiß, wie wichtig für die Entwicklung und das wechselnde Bild der Gemeinsprache allezeit die Sondersprachen gewisser Lebenskreise gewesen sind. Zu einem guten Teil besteht ja die Geschichte der Gemeinsprache eben darin, daß Fachausdrücke bestimmter Arbeitsgebiete, Wendungen und Redensarten einzelner Berufs- und Gesellschaftsschichten Gemeingut der nationalen Sprache geworden sind. Welch reiches Sprachgut verdanken wir der materiellen wie der geistigen Kultur des mittelalterlichen Klerus, namentlich der Klöster! Die Blütezeit des Rittertums, die religiöse Gedankenwelt der Mystiker, die goldenen Tage des städtischen Handwerks zu Ausgange des Mittelalters umglänzen für den Kenner der Sprachgeschichte noch manchen heute verblassten Begriff, der bei ihnen entsprungen und bei ihnen allein eine Zeit lang heimisch gewesen ist. Biblische Worte und Wendungen sind Eigentum der Gemeinsprache geworden in dem Maße, wie die Reformation ihre Kreise immer weiter zog, und neben ihnen leben bis auf unsre Tage, gleichfalls Kinder jenes religiös erregten Zeitalters, Reste eines Glaubens an den leibhaftigen Satanas und an tausend andre Teufel in der Sprache fort. Es entstand eine Juristensprache, eine Soldatensprache und andre Berufssprachen, und aus allen sickerte es in die Gemeinsprache herüber.

Zu den jüngsten Erscheinungen dieser Art gehört die Studentensprache. Nicht als ob sie selbst durchaus ein junges Gebilde wäre; aber ihre Einwirkung auf die gemeine Sprache wird nicht viel älter als 150 Jahre sein. Erst Günthers Lieder, Zachariaes Renommist, Bürgers Gedichte, die Szene in Auerbachs Keller haben studentische Lebensart und Denkweise auch dort bekannt gemacht, wo sie nicht zu Hause war; und um dieselbe Zeit, wo die ersten

künstlerischen Erzeugnisse modernen studentischen Geistes den Weg hinaus über die Schranken ihrer Gesellschaft gefunden haben, hat auch erst ihre naturwüchsigere Stiefschwester, die Studentensprache, diesen Weg eingeschlagen. *)

Aus der Entwicklung des Burschentums ragen die Ausgänge des zwölften, des fünfzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts hervor. Als Friedrich der Rotbart deutscher Kaiser war, um die Zeit, wo Sultan Saladin Jerusalem eroberte, da wurde ganz Deutschland und Welschland unsicher gemacht durch das lockere Volk der fahrenden Kleriker, der bettelnden, singenden, stehlenden, zechenden Vaganten. Für die geistlichen Weihen bestimmt, hielten sie es doch nur mit Mühe den Winter über in der Klosterschule aus. Sobald der Frühling kam, machten sie sich aus dem Staube und wurden Kinder der Welt, in vollen Zügen Lust und Leid des Lebens draußen übermütig genießend. Unter ihnen zog auch ein dichterisches Genie von Hof zu Hofe, von einem Kloster zum andern, das sich selber archipoeta, Erzpoet, genannt hat, ein Becher und Sänger vor dem Herrn wie wenige wieder. Von ihm stammt das unvergängliche *Meum est propositum in taberna mori*, aus seinem Kreise die ältesten Teile des *Gaudeamus igitur*, und in der Runde dieser Gefellen erklang auch schon: *Ergo bibamus!* Ihre Zunftsprache war natürlich das Lateinische, und zwar ein Latein, das oft an Ovid, bisweilen an Vergil und an Horaz an klingt, sehr vieles darin stammt auch aus der Bibel. Mitunter warfen sie auch deutsche Brocken ein, und wie ein Vorläufer des spätern Sprachgemenges des Burschenjargons klingt es, wenn einer von ihnen einmal gegen die geizigen Pfaffen loswettert:

Daz si der tievel alle erslahe!
et ut in aevum pereant!
avoy, avoy, alez avant!

Pereant! Pereant fallaces, pereant avari et tenaces! so schallt es bald trotzig, bald halb feierlich, halb spöttisch aus manchem ihrer Lieder und Spiele, und wenn der Wein und die Würfel die Runde machen sollen, ertönt der Ruf:

Pone merum et talos, pereat qui crastina curet!

Kein Zweifel: das studentische Pereiren des achtzehnten Jahrhunderts geht bis in die Zeiten dieses Vagantentums zurück. Sollte es das einzige Überbleibsel aus jenen Jugendtagen des Burschenlebens sein?

Erst um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts taucht die nasse Sekte wieder häufiger auf, aber ihre Überlieferungen werden deshalb

*) Daß die Bewegung noch nicht zum Stehen gekommen ist, zeigen jeden Tag unsre Reichstagsredner, zeigt eine Einrichtung wie der „Seniorenkonvent“ eben auch im Reichstage und die bürgerlichen „Kommerse“, zu denen sich ergrauende, keineswegs immer akademisch gebildete Männer zusammenfinden. Und wer wollte das beklagen? In der Studentensprache steckt vollstimmliche Lust und Kraft; mag sich unsre Papiersprache immerzu an diesem naheliegenden Quell verjüngen! Freilich mag er sich auch von jüdischer Wigelei freihalten!

nicht abgerissen haben. Freilich was ist aus der lateinischen Sprachgewandtheit der Vaganten geworden! Das lebenskräftige Latein des Mittelalters, von klerikaler und juristischer Bildung fallen gelassen, von den Humanisten oben drein in Verruf gethan, war auch bei den Fahrenden bis auf dürftige Formeln verloren gegangen: sie sangen und bettelten jetzt deutsch, und wenn ihre Zunftsprache jetzt um ein Vorbild verlegen war, so ging sie bei der Gaunersprache der Zeit, dem sogenannten Rotwelsch in die Lehre.

Was diesem Chor von Vaganten, ihren Gebräuchen und ihrer Sprache gerade in dieser Zeit Einfluß auf die Entwicklung des neuern Studententums geben konnte, das war die eigentümliche Studienordnung der jungen deutschen Universitäten. Den drei Fakultäten der Theologie, der Jurisprudenz und der Medizin stand in der sogenannten Artistenfakultät eine Stieffchwester zur Seite, deren Thätigkeit sich nur wenig von dem herkömmlichen Unterricht in Klosterschulen, Domschulen und Stiftsschulen unterschied. Artisten und fahrende Schüler standen also geistig etwa auf einer Stufe. Dazu hatten sie den Zugvogelcharakter im Gegensatz zu den ernsthafter und darum seßhafter studierenden Theologen, Juristen und Medizinern mit einander gemein: kein Wunder, daß die Grenze zwischen beiden fließend wurde und die jüngere der beiden Bruderklassen von der ältern, dem Vagantentum, zu lernen begann. Das bedeutet aber nichts weniger, als daß Bräuche und Anschauungen, Lebens- und Denkart der Vaganten das gesamte Universitätsstudententum befruchteten; denn die Artistenfakultät bildete für die drei andern die notwendige Durchgangsstufe, abgesehen davon, daß sie bei weitem die größte war: für Leipzig erklärt ein Kenner der Verhältnisse um 1500: „Wu einer studiret in der fakultet der heiligen schrift, des rechten oder der ehnei, so seint wol 30, di do studirn in den freien kunsten.“

Im fünfzehnten Jahrhundert wird also in der Hauptsache in die Studentensprache eingedrungen sein, was neuere Forschungen*) an studentischen Aus-

*) Das folgende beruht zum Teil auf den beiden Schriften: Deutsche Studentensprache von Friedrich Kluge (Straßburg, R. F. Trübner, 1895) und Hallische Studentensprache. Eine Festgabe zum zweihundertjährigen Jubiläum der Universität Halle von Dr. John Meier (Halle, W. Niemeyer, 1894). Das hübsche kleine Buch von Kluge, das gewiß viele dankbare Leser finden wird, ist die Ausarbeitung eines schon 1892 gehaltenen Vortrags, auf den nach Stoff und Anlage auch Meier im großen und ganzen zurückgeht, verdient also den ersten Platz. Es charakterisirt in frischem Tone namentlich die ältere Studentensprache in den Kapiteln: Studenten und Philister und Trunken(-nen?)litanei und giebt geschichtliche Rückblicke in den Abschnitten: Antike Elemente, Burleske Zoologie, Biblisch-theologische Nachflänge, Im Bann des Rotwelsch, Französische Einflüsse; auch grammatische Eigentümlichkeiten der Studentensprache werden besprochen. Eine sehr willkommene Ergänzung findet diese Darstellung in dem ausführlichen Wörterbuch der Studentensprache, das Kluge als zweiten Teil seines Büchleins zusammengestellt hat. Meiers Arbeit verdient genannt zu werden, weil sie in einigen Punkten über Kluge hinausgeht. Ihr Titel paßt aller-

drücken als altes rotwelsches Sprachgut nachgewiesen haben. Auf den herumstrolchenden Bettler, wie auf den schwänzenden Studenten traf die Bezeichnung *Stromer* zu, beide waren moosbedürftige Leute und hatten meist nichts zu blechen. Dann wurde ohne Bedenken gepumpt, schon um der altererbten Spielleidenschaft fröhnen zu können, wenn man auch nie sicher war, es nicht mit einem Gauner zu thun zu haben. Lauter rotwelsche, ursprünglich meist jüdische Wörter, die seit Jahrhunderten fester Bestand der Studentensprache sind.

Aber die junge Studentensprache hat nicht bloß von unten gelernt. Es ist bezeichnend für den überwiegend grammatischen Betrieb des damaligen lateinischen Sprachstudiums, daß sich die Burschen eine Anzahl von Endsilben und Flexionen der alten Sprachen zu eigen machten. Ein toller, uns etwas indianisch anmutender Geschmack hatte seinen Spaß daran, deutsche Wortstämme mit lateinischen und vereinzelt auch griechischen Flittern zu behängen, und so entstanden hauptsächlich vier Typen von Wörtern: die Feminina auf *-ität* wie *Grobität*, *Weinschlauchtät*, *Bierpausität*, *Altwibität* (ein später Nachzügler des achtzehnten Jahrhunderts ist *Schwulität*); die zu Supinen umgemodelten Adverbia auf *-atim* in Verbindung mit *gehen*, wie *gassatim gehen*, mit denen Fischart den Leser einmal überschüttet: „Nach dem Abendessen gingen sie herum *gassatum*, *hippenspilatum*, *mummatum*, *dummatum*, *fenstratum*, *raupenjagatum*“; einfache Latinisirungen wie *Runkus*, *Lumpus*; und endlich die um 1600 aufkommenden Bildungen auf *-ixōs*, zu deren frühesten Beispielen *studentixōs* und *burschixōs* gehören. Wie eine Verquickung der beiden zuletzt genannten Typen sieht es aus, wenn später, im achtzehnten Jahrhundert, Wörter wie *Praktikus*, *Pfiffikus*, *Lustikus* und *Schwachmatikus* beliebt werden.

An sich wäre es nun recht gut möglich, daß die beiden stark theologisch interessierten Jahrhunderte unmittelbar nach der Reformation auch diesen ihren Charakter der Studentensprache aufgeprägt hätten. Gewiß ist es auch wahrscheinlich, daß es ein witziger Theologe gewesen ist, dem bei dem biblischen Worte „Habt ihr nicht Mosen und die Propheten?“ das Studentenwort *Moos* einfiel, und der nun die Redensart „Mosen und die Propheten haben“ auf-

dings wie die Faust aufs Auge und verstimmt besonders dadurch, daß er die Absicht so deutlich merken läßt. Auch daß sie „eine Skizze der geschichtlichen Entwicklung der Hallischen Studentensprache und ihrer Bildungsgeetze“ wäre, wie sie der Verfasser im Vorwort nennt, können wir nicht zugeben: es ist eine durchaus lexikalische Arbeit mit verbindendem Text nach Kluges Rezept, auch innerhalb der Hauptabschnitte wird nicht geschichtlich disponiert, sondern grammatisch: a) Substantiva, b) Verba. Die stolzen Bildungsgeetze wird der Leser ebenso vergeblich suchen; ganz gewiß wird er sich aber nach ihrer Ankündigung doppelt über den flammenden, freisheitsdürstenden Schluß wundern, wo wir erfahren, „daß die Sprache ihre eignen Wege geht, daß nicht in (!) schulmeisterlicher Nörgelei, in (!) kleinlichen Mäkeln und Abschätzen (?), im ängstlichen Beobachten engherzig vorgegebener Regeln“ u. s. w. Unte-
brüllt, Löwe!

brachte; ein Theologe wird wohl auch die mahnenden Gläubiger zuerst Manichäer genannt haben. Aber was Kluge dieser Zeit sonst an biblisch-theologischem zuschreiben möchte, kann recht gut auch älter sein. Am entschiedensten läßt sich das von dem vielbesprochenen Worte Philister sagen. Bereits eine mittellateinische Strophe rät dem angehenden Vaganten: Sieh dich vor,

ne te possit decipere
neque tradat in vitium
Philisteus improvide
clam te prodente Dalide.

Dalide steht natürlich für Dalile: der junge Krieger, der Krieger Gottes, der Simson, soll sich in acht nehmen, daß er nicht bei lockern Abenteuern dem Bauern, dem Philister, in die Hände fällt. Die Dalila Samsonis spielt aber auch sonst eine Rolle in diesen lateinischen Liedern: der biblische Vergleich ist offenbar den Vaganten völlig geläufig gewesen, und von ihnen wird ihn das neuere Studententum übernommen haben. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist auch die Vermutung, daß die despektirliche Bedeutung des Papstes in der Studentensprache in die Zeiten vor der großen Reformation zurückgeht; gerade von diesem Thema sind auch die mittellateinischen Vagantenlieder und Satiren voll.

Wie bedenklich es überhaupt ist, darnach, wann ein Ausdruck in dem uns überlieferten oder auch nur bequem zugänglichen Stoffe auftaucht, auf die Zeit seiner Entstehung schließen zu wollen, zeigt gerade die Studentensprache noch an ein paar hübschen Beispielen. Kluges Kapitel „Burschikose Zoologie“ bringt unter einer Fülle von Tierschimpfwörtern auch einen Abschnitt über die Geschichte des studentischen Ausdruckes Fuchs. Wir begegnen ihm in der Studentensprache im heutigen Sinne seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Aber Kluge hat auch einen Voß bei Hans Sachs aufgefunden, der ihm hierher zu gehören scheint, und den stellt er zusammen mit einer Angabe des Matthesius: „sie müssen sich Schulpaffen, Vossen und Bachanten schelten lassen“; leider giebt er nicht mit an, wer sich so schimpfen lassen mußte. Er zieht den vorsichtigen Schluß: „So mag eine niederdeutsche Universität — etwa Rostock, vielleicht auch Wittenberg, das damals überwiegend platt sprach — in irgend einer Weise für die Geschichte des studentischen Fuchses bedeutsam gewesen sein, und Fuchs ergab sich als hochdeutsche Lautentsprechung für ein niederdeutsches Voß ganz von selbst.“

Vielleicht dürfen wir etwas weiter gehen. Die Worte des Matthesius stellen Fuchs (um einstweilen von der niederdeutschen Form abzusehen) als Schimpfwort für Leute hin, die auch Bachanten und Schulpaffen geschimpft wurden. Von den drei Schimpfnamen nun hat der eine, Bachant, einen nicht mißzudeutenden Sinn: er bezeichnet den fahrenden Bacchusknecht, den

fahrenden Schüler. Dasselbe aber wird Schulpfaffe meinen: den fahrenden Kleriker, der noch auf Schulen lernt. Daß auch Fuchs dasselbe meint, läßt sich aus der Natur des Fuchses wenigstens wahrscheinlich machen. Der Fuchs ist ein streifender listiger Räuber, der es besonders auf die Gänse des Bauern abgesehen hat: der schweifende Bachant ist der Todfeind des Bauern, den er mit vorgeschwindelter Gelehrsamkeit an der Nase herumführt, und auch er hat es hauptsächlich auf die Gänse des Bauern abgesehen, das weiß jeder, der sich einmal an Thomas Platters naiver Lebensbeschreibung erquickt hat. Also: Bachant und Schulpfaffe und Fuchs bezeichnen wohl, wie es ja von vornherein wahrscheinlich war, dieselbe Sorte von Gefellen. Wenn es gelänge, den Fuchs am Ende gar auch schon als Bezeichnung für den Vaganten der Stauferzeit nachzuweisen!

Unter Friedrichs I. Regierung ist der deutsche Klerus lange Zeit in zwei Parteien gespalten gewesen. Die eine war von glühendem Haß gegen Rom erfüllt, das Ziel der andern war der Friede zwischen Kaiser und Papst. An der Spitze jener hat ungefähr ein Jahrzehnt der kühne Reinald von Dassel gestanden, als Mittelpunkt dieser erscheint schließlich Erzbischof Wichmann von Magdeburg. Auch die dichtenden Kleriker nahmen Partei. Auf Reinalds Seite werden die guten Verse gemacht, hier schlägt der Erzpöet in scharfen Rhythmen und blinkenden Reimen drein, seine Straflieder gegen die tobende, geldverschlingende See Rom mit der charybdischen Papstkanzlei, den scyllaartigen Hunden von Advokaten der Kurie, den Sirenenmienen, den Kardinalpiraten erinnern an Luthers enttäuschungsvolle Berichte über Rom. Den leidenschaftlichen, begabten Vaganten stehen die Verfemacher im Dienste Wichmanns gegenüber, ruhige Klosterinsassen, Verächter der Klösterbestehenden und Klösteranbettelnden Fahrenden. Diese Partei feiert natürlich den von ihr erstrebten Frieden des Jahres 1177, und siehe da: den Schluß der hochtönenden, schwerfälligen Phrasen eines solchen Triumphgesanges bilden ein paar Worte persönlicher Schadenfreude, daß nun auch jene Schlange, die das Gift der Feindschaft gesät habe, und die passeres und die vulpes vom Straßgericht ereilt worden seien! Ob mit der Schlange der Erzpöet gemeint ist, wer will es sagen? Sicher aber sind auch die vulpes und passeres keine wirklichen Füchse und Sperlinge, sondern Gefellen, die sich so schimpfen lassen mußten: Vaganten. Haben denn aber die Fahrenden irgend wann und wo auch Sperlinge geheißt? O ja, nur daß man damals in Deutschland nicht Sperlinge, sondern Spervogel sagte: wenigstens zwei solche Spervogel, von denen der ältere Herger hieß, kennen wir aus den großen mittelhochdeutschen Minnesingerhandschriften.*)

*) Kann ein Vogelname besser auf den Fahrenden passen als der des Sperlings? Beide sind Bumpen, Allerweltsspitzbuben, beide leben gesellig, beide haben wenig Talent zum Nestbau,

Wer schlägt aber nun die Brücke zwischen der alten und der neuen Bedeutung des Wortes Fuchs, zwischen dem Vaganten und dem „ersten Semester“? Nun, es ist nicht schwer, sich vorzustellen, daß der seßhaftere ältere Student die Bezeichnung des schweifenden Vaganten, des Bruders des Artisten, auf jeden neuen Ankömmling an seiner Universität,*) und dann auf den Neuling im Studium überhaupt, übertrug: deutet nicht noch heute der Anfang des Fuchsliebes auf diesen Weg der Entwicklung?

Von dem hohen Alter des Philisters und des Pereat ist schon die Rede gewesen; bis jetzt hatte man beides nur aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert belegen können und wohl auch dem Anekdotenkrämer Schmeißel Glauben geschenkt, der ganz genau weiß, daß das Pereatrusen am 4. August 1712 in Jena entstanden ist, demselben Schmeißel, der auch über die Geburtsstunde des Ausdrucks Philister ausführlich geschwindelt hat. Unmittelbar vor dem Ausdruck pereat in Kluges Studentenvörterbuch stehen einige Beispiele für ein studentisches per, darunter als ältestes ein bei Grimmselshausen belegtes per Spaß. Noch heute sind per Läpſch und per Zug im Schwange. Wo stammt dieses per her? Es bedeutet in allen drei Wendungen etwa soviel wie „um — willen,“ „per Spaß“ deckt sich ungefähr mit „Spaßes halber.“ Hat das aber je das altlateinische per bedeutet? Das heißt doch durch! Auch hier bringt das dunkle Mittelalter Licht. In Freidanks Bescheidenheit steht die seltsame, hübsche Etymologie: durch freude frouwen sint genant, d. h. der Freude halber, die wir an ihnen haben, heißen die Frauen Frauen. Dieses durch hätte ein lateinisch redender Vagant damals fröhlich mit per wiedergegeben; aber auch nur zu einer Zeit, wo die deutsche Präposition diesen eigentümlichen Sinn hatte, ist eine solche Übersetzung denkbar, nur aus dieser Zeit begreift sich also auch die Entstehung des Typus „per Spaß.“ Wir müßten sie so weit zurückverlegen, auch wenn wir das feuchtfrohliche Preislied eines fahrenden Merikers auf die Moselftadt Trier nicht mehr in Händen hätten, wo jede Strophe schließt: per dulzor!

Während so sich manches lateinische und biblische bereits als viel länger in der Burschensprache heimisch nachweisen läßt, als es nach den Hauptquellen

und doch spielt die Liebe in beider Leben eine große Rolle. Sehr bezeichnend sind auch folgende beiden Etymologien, die W. Marshall in seinen hübschen „Alandereien und Vorträgen“ aus Breidensteins „Naturgeschichte des Sperlings deutscher Nation“ mitteilt: Sperling kommt von Sparen, weil er niemals spart; Spaß dürfte von Spassen herkommen, weil dieser Vogel unser nur spottet und gleichsam seinen Spaß, seinen Scherz mit uns treibt. Am Ende ist auch bei dem grimmigsten Bauernwort des fünfzehnten Jahrhunderts: „Zungen Sperlingen und jungen Edelleuten soll man beizeiten die Köpfe eindrücken“ mit an die junge Brut der Vaganten gedacht worden.

*) Daß dabei zunächst an eine niederdeutsche Universität zu denken ist, darauf läßt allerdings, wie schon Kluge bemerkt hat, das auf hochdeutschem Sprachgebiet wohl kaum anders zu erklärende *Woz* schließen.

scheinen könnte, haben wir es ganz sicher mit einer durchaus neuen Erscheinung zu thun, wenn seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts Französeleien in der Studentensprache aufkommen. Wo alles der französischen Mode zu huldigen anfang, da hat sich auch der Student seinen Wichsler und Kneipier und nach Renommage und Blamage die Spendage, Schiffage, Kleidage geleistet, ziemlich jung scheinen Bildungen wie pechös und schauderös zu sein.

Damit schließt die Reihe der aufnehmenden Perioden, die das deutsche Studententum bis jetzt erlebt hat, und zum erstenmale tritt nun eine Zeit ein, wo die Studentensprache an die Gemeinsprache mitzuteilen beginnt. Da wären Namen wie Bürger, Schubart, Lenz, dazu Lessing und vor allen auch Goethe zu nennen, der nicht nur später mit seinen geselligen Liedern an studentisches angeknüpft, sondern auch schon in der Götz- und Wertherzeit als einer der ersten z. B. das Wort Philister in dem allgemeinen Sinne gebraucht hat, den wir jetzt damit verbinden; und manche Leipziger Studentenerinnerung wird in der Szene in Auerbachs Keller stecken. Renommist und Mucker, Skandal und Lappalien, Gassenhauer, burschikos, floriren und prellen sind, um nur einige Beispiele zu nennen, Eigentum der Schriftsprache geworden, andre, wie Kneipe, fidel und ledern, foppen und mogeln, picheln und verjubeln, auch Tux und stibizen gehören heute der allgemeinen burschikosen Umgangssprache an. Von Leipzig und Göttingen, Halle und Jena, wo die Studentensprache im achtzehnten Jahrhundert namentlich geblüht hat, ist dieser Einfluß in der Hauptsache ausgegangen, und im Laufe unsers Jahrhunderts ist er immer größer geworden, je mehr die Universität die bildungsfähige und bildungsburstige Jugend in ihren Bann gezogen hat.

Leipzig

Rudolf Wufmann



Am Stammtisch



a zum Donnerwetter, Kellner, ist denn Ihre Uhr ebenso schlafmützig wie —

Wie Sie — wollte er sagen; er hatte aber gerade in der letzten Zeit mit dem Zivil so manche unerfreuliche Wahrnehmung gemacht und „Mißverständnisse“ erlebt, und so trat er einen Rückzug an mit einem knurrenden: Wie — es scheint. Ja, wie es scheint, geht sie nach, aber umso wunderbarer, daß noch immer keiner von den Herren da ist!

Der „Oberkellner“ zuckte vorschriftsmäßig entschuldigend die Achseln und